

Der Brand von Zernez

Autor(en): **Schorta, Andrea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **14 (1972)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Brand von Zernez

von Andrea Schorta

Unter den Dorfbränden, welche seit Mitte des letzten Jahrhunderts eine größere Anzahl von Bündner Dörfern heimsuchten, hat derjenige von Zernez die Zeitgenossen und die rückschauenden Betrachter wohl am stärksten beeindruckt. In einem rund zehn Stunden dauernden Feuersturm versanken zwischen Abenddämmerung und Morgengrauen 117 von 157 Häusern mit angebauten Scheunen und Ställen in Schutt und Asche. Das Unglück geschah am Donnerstag, den 5. September 1872, an einem jener lichten, milden Tage, wie sie der Spätsommer unserem Tale so freigebig zu schenken pflegt. Auf der weiten Zernezener Flur waren die Bauern mit der Emdernte und mit dem Schneiden des hier noch gut gedeihenden Roggens beschäftigt. Schon waren auf holprigen Feldwegen einzelne Fuder heimwärts unterwegs. Auf den Wiesen rechte man das erst halbdürre Emd zu kleinen Schochen und Mahden zusammen, während auf einzelnen Äckern die ersten Garben zu Männchen gebunden wurden. Das Dorf selber schien unter den sonnendurchglühten Schindeldächern zu dösen. Am Kirchturm rückte der Uhrzeiger gegen 6 Uhr, und der Schatten des Piz Munt kroch bereits an die nächsten Häuser heran. Da dröhnten plötzlich gellende Schreie durch die Gassen von Röven: ...i arda, i arda,... es brennt im Heustall des Niculin Serardi. Der Schlosser Serardi, der seine Werkstatt dort hatte, wo heute das Hotel «Crusch alba» steht, war schon am Morgen nach Scuol gefahren; seine beiden Söhne befanden sich als Hochzeits-

gäste in Santa Maria. Das mag vielleicht erklären, weshalb das Feuer erst entdeckt wurde, als die Flammen zum Dach heraus schlugen. Die Abwesenheit Serardis aber wirkte sich auch deshalb verheerend aus, weil gerade er Feuerwehrrkommandant war, er, der die Brandbekämpfung hätte organisieren müssen. Aufgeschreckt durch Rauch, Rufe und durch die Sturmglocken waren die Bauern vom Felde heimgerannt und versuchten, ohne eigentliche Führung Herr der Lage zu werden. Hydranten besaß die Gemeinde noch nicht. Die Teuchelleitungen versorgten wohl etliche Brunnen, genügten aber im Brandfalle keineswegs. Die alte, aus dem Jahre 1795 stammende Feuerspritze und die Löscheimer mögen zwar rasch zur Stelle gewesen sein. Die schnell um sich greifenden Flammen lösten aber bald allgemeine Verwirrung aus, so daß man nicht einmal daran dachte, die irgendwo im Dorf an einer Mauer aufgehängten Leitern und Feuerhaken herbeizuschaffen. (Man fand deren Beschläge und verkohlte Stücke am Morgen nach der Katastrophe an ihrem alten Platz.) Bald rannte, wer konnte, ins eigene Haus zurück, um zu retten, was noch zu retten war. Die Telegraphistin versuchte verzweifelt, die Feuerwehren der Nachbargemeinden, ja des ganzen Engadins zu alarmieren und blieb am Apparat, bis die Flammen auf das Postbureau übergriffen. Aber die Postämter und Telegraphenbureaux waren damaliger Ordnung entsprechend abends von 6—8 Uhr geschlossen und gaben daher lange keine Antwort. So wurde denn



Das zu drei Vierteln eingescherte Dorf Zernez wenige Tage nach dem Brande.

ein berittener Bote nach S-chanf abgeschickt, der dann von dort aus praktisch das ganze Oberengadin aufbot. Die Feuerröte, die bei allmählich hereinbrechender Nacht den auch von Segl aus noch sichtbaren Munt Baselgia in gespenstisches Licht hüllte, hatte inzwischen auch ihrerseits das ganze Tal des Ausmaßes der Katastrophe bewußt werden lassen. Der Wille zu helfen ergriff schlagartig alle Gemeinden, doch verstrich geraume Zeit, bis die gut organisierten Feuerwehren der damals aufstrebenden Kurorte infolge der noch andauernden Saison die Pferde für die Eilfahrt nach dem Unglücksort frei bekamen. Als erste langte die Mannschaft von Cinuoschel in Zernez an. Zeitungsberichte der folgenden Tage schreiben dem mutigen Einsatz dieser wackeren Leute die Rettung des äußersten Dorfteils zu. Die unmittelbare Nähe des Spöls, der damals und noch bis zum Bahnbau die Landstraße wenige Meter vor dem Dorfeingang unterquerte, kam ihnen zweifellos bei der Bildung einer Spritzenleitung oder einer Eimerkette zustatten. Weiter ins Dorf einzudringen, blieb ihnen aber ebenso sehr verwehrt wie den bald nachrückenden stärkeren

Feuerwehren. So blieben diese längere Zeit blockiert. Ein Gleiches widerfuhr übrigens den zu Hilfe geeilten Unterengadinern, die am unteren Dorfeinde beim Hotel Bären aufgehalten wurden. Das Feuer hatte nämlich durch Funkenwurf trotz relativer Windstille unversehens vom Dorfteil Röven auf Curtins übergegriffen und machte ein Eindringen ins Dorf von dieser Seite her schier unmöglich. So blieben die Zernezer im Dorfkern lange Zeit sich selbst überlassen, mutlos und verwirrt. Die Männer, die die Verzweifelnden vielleicht am ehesten zu überlegtem Handeln im Interesse des Ganzen hätten veranlassen können, Landammann Andrea Bezzola, nachmaliger Regierungsrat und später Bundesrichter, sowie der angesehene Pfarrer Otto Guidon, waren in den Wäldern von Il Fuorn auf der Jagd und kehrten erst heim, als das Dorf eingeschert war. Auf den umliegenden Wiesen häuften sich im Laufe des Abends und der Nacht die wenigen geretteten Sachen, in Panik zusammengeraffter Hausrat, Wagen und Schlitten. Kinder und alte Leute, vom Flammenmeer gespenstig beleuchtet, starrten entsetzt ins Feuer, während andere die heimgekehrten Ziegen,

die ihren Ställen zustreben wollten, zurückhielten.

Von den Briefen an die Adresse der in der Fremde weilenden Angehörigen, die in den folgenden Wochen die Schrecken dieser nicht enden wollenden Nacht festgehalten haben, sind uns keine bekannt geworden. Erst viele Jahre später faßte ein Augenzeuge, Paganin Steffani von St. Moritz, der als junger Bursche mit der Feuerwehr seiner Gemeinde zu Hilfe geeilt war, seine Eindrücke in einer längeren Schilderung zusammen. Diesem handschriftlichen Bericht, der im Jahre 1928 mit leichten Retouchen in der Engadiner Post abgedruckt wurde, sind die folgenden Angaben über die Organisation der Brandbekämpfung und über deren Erfolg entnommen. Nach eingebrochener Nacht, so berichtet Steffani, hatten sich nach und nach etwa 400—500 Mann mit 8 Spritzen, Feuerhaken und Leitern bei der Spölbrücke eingefunden. Versuche, ins Dorf einzudringen, mußten mehrmals, auch unter Zurücklassung von Leitern usw., aufgegeben werden. Hauptmann Rödel aus Zuoz, der die Koordinierung aller Anstrengungen anstrebte, hatte schon zwei Boten ans andere Dorfende geschickt, um den Unterengadiner die Ankunft der Feuerwehren aus dem Oberengadin anzuzeigen, doch waren diese Leute nicht zurückgekehrt. Da meldete sich der junge Steffani als neuer Bote. Er versuchte, das Dorf zuerst links zu umgehen. Dies wurde ihm aber in Sfondrà wegen des zu engen Durchpasses zwischen Spöl und brennenden Häusern von einer Frau in beschwörenden Worten verwehrt. So schlug er den Weg südlich des Dorfes über die Äcker von Clüs und Rantsch ein und gelangte so in die Nähe des Schlosses Wildenberg. Ein Mann, der den Verstand verloren zu haben schien, grub da mitten auf der Straße ein Loch, offenbar um die «Teuchelleitung» bloßzulegen, und murmelte ununterbrochen vor sich her: «Hier, hier, gerade hier muß Wasser sein.» Des Burschen Fragen nach dem Hotel Bären hörte er nicht. Der auf sich selbst gestellte Bote erreichte irgendwie den Weg zur Kirche. Im hellen Widerschein derselben gewahrte er eine

Frau, die drei Ziegen hinter sich her zog; ein halbwüchsiges Mädchen trieb die verängstigten Tiere. Der Bursche folgte ihnen bis zum Friedhof. Dort war viel Schmalvieh zusammengetrieben, viele Ziegen, die über die Friedhofmauer hinweg zu entkommen trachteten, Schafe, dicht aneinander gedrängt an die Kirchenmauer angelehnt, Schweine, die zwischen den Gräbern wühlten. Das Mädchen geleitete den Boten bis zum Hotel Bären, wo er sich beim Kommandanten der Unterengadiner meldete und Weisungen erbat. Dieser, bleich, mutlos und apathisch, meinte bloß: «I nu's po far nügla, man kann nichts machen. Alles ist umsonst. Kaum ist eine Eimerkette vom Brunnen oder vom Inn her gebildet, so treiben die heranbrausenden Flammen die entsetzte Mannschaft wieder auseinander. Die Hitze gestattet nicht einmal den Spritzen, das Wasser an das Feuer heranzutragen, geschweige denn den Eimerketten. Sage den Herren Oberengadiner, sie sollen die Maßnahmen ergreifen, die sie für gut finden.» Mit diesem Bescheid trat der Bote den Rückweg an. Seine Führerin hatte auf ihn gewartet und brachte ihn auf kürzerem Wege teils durch Hausfluren und Tennen hart an brennenden Häusern vorbei zum Schloß zurück, von wo er den Weg zu seinem Kommandanten selber fand. Dieser, Hauptmann Rödel, hatte indessen von sich aus beschlossen, seine Mannschaften beim Schloß, wo die Häuser eine einzige Straße säumten, dem rasenden Element entgegenzustellen und zu versuchen, den Dorfteil Runatsch zu retten. Von Frauen und halbwüchsigen Knaben begleitet, brachten die Mannschaften ihre Spritzen in den Raum zwischen Schloß und Spöl im Süden, und es gelang ihnen tatsächlich, bei Laternenschein (wohl teilweise unter Einbeziehung des Bewässerungsgrabens von Rastô und Scheschna) eine oder mehrere Schlauchleitungen zu erstellen, die eine ansehnliche Menge Wassers bis zum Schloß heranbrachten. Dem jungen Steffani wurde befohlen, den Bescheid der Unterengadiner auch dem Kommandanten der Feuerwehr von Samedan, dem Mechaniker Frischknecht, der bereits irgendwo beim Schloß ein-

gesetzt war, zu übermitteln. Schon leitete dieser die Abwehr auf dem Schloßdach. Eben war man auch daran, die Schlauchleitungen über eine an den Dachrand angestützte Leiter hinauszugeben; doch zögerte der korpulente Wendrohrführer, sein Gewicht der etwas altersschwachen Leiter anzuvertrauen. Der behende, als federleicht befundene Steffani nahm Wendrohr und Schlauch über die Achsel, kletterte hinauf und konnte oben auch gleich melden, daß bald Wasser vom Spöl zu erwarten sei. Der dünne Strahl des kleinen Schloßbrunnens hätte in dieser Lage nichts genützt. Doch folgen wir hier den Aufzeichnungen des jungen Paganin, die wir etwas gekürzt wiedergeben:

Herr Frischknecht befahl mir nun zu bleiben; für die Sicherheit der Leiter werde er sorgen. Er verschwand durch eine Dachluke und erschien nach ein paar Minuten wieder mit einer starken Klammer, einem Handbeil und einem Heustrick. Er löste ein paar Schindeln und schlug die Klammer in das Dachgebälk ein. Mit dem Strick wurde der Leiterkopf an die Klammer befestigt. So wurde die Leiter vor dem Rutschen gesichert. Herr Frischknecht gab uns noch eingehende Instruktionen über unser Verhalten. Er schloß mit den Worten: ‚Wenn wir das Dach vom Schloß halten können, so stellen wir das Feuer hier, und der Dorfteil gegen den Spöl hin ist gerettet. Es hängt viel von euch ab. Haltet also aus. Wechselst mit dem Wendrohr. Von Zeit zu Zeit komme ich vorbei!...‘

Von unserem hohen Standpunkt aus konnten wir die ganze Brandstätte übersehen, wenn der leichte Westwind den Rauch gegen die rechte Talseite trieb. Der Teil des Dorfes vom Schloß bis zum Inn war ein einziges gewaltiges Flammenmeer. Die rauschenden Flammen, zuweilen unterbrochen von dichten Rauchwolken, verdeckten die Aussicht nach Norden... Von dort her rückten die Flammen immer näher zum Schloß. Nur noch ein paar Häuserreihen und ein langer Acker, worauf das reife Getreide noch stand, trennten uns von denselben. Hinter uns am Bergabhang wurden ein paar Häuser abgedeckt. Dort kreischten die Sägen, krachten die Balken, splitterten die Bretter. Leute vom Fach waren am Werk... Vom Schlosse gegen den Spöl hin waren alle Oberengadiner Spritzen aufgefahren... Man hörte laute Kommandorufe, poltern und schimpfen. Nach und nach wurde es auch draußen ruhiger. Die Aufstellung war offenbar vollendet. Aus der Ferne hörte man das Zählen der Spritzen-Chefs und den dumpfen Auf-

schlag der Druckstangen... Unsere Stellung auf der Leiter war auch nicht gerade gemütlich... Das Wasser kam. Leider reichte der dünne Strahl unserer Spritze kaum bis zur Hälfte des Daches des langen Gebäudes. Aber auch hier war vorgesorgt. Aus den Dachluken tauchten mehrere Männer auf, die sich auf dem Dachgiebel festsetzten. Die Flammen hatten indessen auch die letzte Häusergruppe nördlich des Schlosses ergriffen. Nur der schmale Acker trennte uns noch vom Feuer. In unseren nassen Kleidern empfanden wir die Hitze wohligh. Bloß der dichte Rauch drohte uns von Zeit zu Zeit fast zu ersticken. Auch das auf dem Acker noch stehende, reife Getreide fing bedenklich zu dämpfen an. Plötzlich gab es ein Geräusch, genau wie wenn sich ein Schneerutsch löst, und der ganze Acker stand in Flammen. Nun bekamen wir auch gehörig die Hitze zu spüren und waren sofort von einem dichten Funkenwirbel umgeben. An der nordwestlichen Ecke fing die Dachtraufe zu glimmen an. Bis dorthin reichte unser Wasserstrahl nicht. Aber die Männer auf dem Giebel hatten es ebenfalls bemerkt. Aus den Dachluken wurden ihnen lange Stangen gereicht, an deren Enden nasse Säcke befestigt waren. Mit diesen wurden die zündenden Funken gelöscht. Im Dachraum mußte Wasser bereit liegen. Die Männer auf dem Giebel konnten mehrere Eimer Wasser über das Dach hinunter gießen. Es war der Augenblick der höchsten Aufregung und der höchsten Gefahr. Herr Frischknecht erschien wieder, sah unsere schwierige Lage und rief uns zu: ‚Ausharren! ausharren!‘ Der Druckmannschaft rief er zu: ‚Rascher pumpen, noch eine Ablösung einschalten.‘ Das war aber nicht nötig. Die Zerzezer, die anfänglich vom Unglück betäubt, wenig Hülfe geleistet hatten, griffen nun wacker ein. Sobald zwei müde Hände die Druckstange verließen, waren zwei andere da. Der Takt wurde rascher. Der dünne Wasserstrahl pfiff nun weit über das Dach hinein. Auch beim Acker war Hülfe eingetroffen. Die Männer, welche die Dächer abgedeckt hatten, kamen mit Latten, Brettern, Schaufeln und Mistgabeln, und alles schlug auf den Acker los. Er verging keine Viertelstunde, so waren die brennenden Ähren niedergeschlagen, verstampft, zertreten und mit Erde überschüttet. Die letzte Häuserreihe war ebenfalls zusammengebrochen. Das Holzwerk aus den Trümmern gab keine hohe Flamme mehr. Die größte Gefahr war überwunden. Wir aber standen auf unseren Leiterkopf eng aneinandergedrückt, den Schlauch zwischen uns durch, einer das Gesicht fest in die Kleider des andern gedrückt, um nicht in dem stinkenden Rauch zu ersticken. Da kam Herr Frischknecht wieder über das Dach angerutscht und hatte mit uns Erbarmen. Er ließ das Wasser einstellen. Wir banden das Wendrohr am Leiterkopf fest und stiegen vorsichtig hinunter, um anderen Platz zu machen. Wir setzten uns auf einen Balken neben der Schloßmauer und rieben unsere wunden und schmerzenden Kniekehlen.



Das wieder aufgebaute Dorf Zerneß um 1900.
Links unten der Zusammenfluß von Spöl und En vor der Korrektur.

Soweit der Bericht von Paganin Steffani; er wirkt, obwohl viel später zu Papier gebracht, durchaus frisch und glaubwürdig, ganz so, wie derart aufregende Erlebnisse über Jahrzehnte hinweg im Gedächtnis lebendig und unauslöschlich erhalten bleiben.

Unterdessen war der neue Tag, der 6. September, angebrochen. Da es gelungen war, des Feuers beim Schloß Herr zu werden, und man die Gefahr als gebannt betrachtete, entließ man zunächst die von weit her gekommenen Feuerwehren, die von Ramosch, die von Segl/Sils, welche 14 Mann stark um 21.15 Uhr von daheim abgefahren und um 2 Uhr nachts Zerneß erreicht hatten, aber auch die Leute von St. Moritz, Pontresina, Samedan, Zuoz, die mit ihren guten Spritzen und ihren geschulten Mannschaften entscheidend zur Rettung des Schlosses und damit des Dorfteils Runatsch beigetragen hatten. Die auf der Brandstätte verbliebenen Feuerwehren halfen zunächst noch den Zerneßern beim Niederreißen von Gemäuer, das einzustürzen drohte, beim Räumen der Hauptstraßen und bei der

Betreuung von hilflosen, verstörten Brandgeschädigten.

Das Ausmaß der Katastrophe war gewaltig; von 157 Firsten waren deren 117 ein Raub der Flammen geworden. Die ganze Heuernte, ein Teil der Emd- und Kornerte waren für drei Viertel der Bevölkerung vernichtet, ebenso sehr viel Hausrat und Feldgeräte. Kaum der dritte Teil der Häuser war gegen Feuer versichert. Landammann Andrea Bezzola, der schon Jahre zuvor unermüdlich für die Schaffung einer allgemeinen (obligatorischen) Brandversicherung eingetreten war und immer wieder auf die möglichen Folgen von Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit hingewiesen hatte, war wohl selber am stärksten von der Wirklichkeit betroffen, die er in seinen Zeitungsartikeln prophetisch erahnt hatte. Er blieb nicht untätig. Hatten seine Bemühungen um die Umstellung auf harte Bedachung und um die Schulung guter Feuerwehren für sein Dorf auch wirkungslos bleiben müssen, so wollte er sich nun mit doppelter Energie für den Wiederaufbau und für die Linderung

der Not seiner Gemeindegossen einsetzen. Ihm und seinem Freunde, Pfarrer Otto Guidon, ist es in erster Linie zu verdanken, daß die Hilfsaktion im ganzen Lande so zielstrebig anlief und daß das Dorf in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder aufgebaut werden konnte. Wie dieser Wiederaufbau organisiert wurde, das kann man den im Gemeindegarchiv Zernez liegenden Akten und Plänen bis ins Detail entnehmen. Hier ist uns versagt, dieses Kapitel nachzuzeichnen.

Schon während der Schreckensnacht wurde gemunkelt, das Unglück sei auf Brandstiftung zurückzuführen. Der Tat verdächtigt wurde sogleich der Wirt des Gasthauses Steinbock, das dem Haus Serardi, in dessen Scheune das Feuer entdeckt wurde, schräg gegenüber lag. Der Mann war mit dem Schlosser Serardi verfeindet, und man vermutete, er habe die Abwesenheit desselben und seiner beiden Söhne benutzt, um sich an ihm zu rächen. Zeugen haben gesehen, wie er am Nachmittag eine Stunde vor Entdeckung des Brandes ins Haus Serardi ging. Kurz darauf verließ er das Dorf mit dem Jagdgewehr in Richtung Saglias lungias (eine Flur am Fuße des Murtaröl). Wollte er sich ein Alibi verschaffen? Er galt als liederlich und unvertraut; daher war sozusagen das ganze Dorf von seiner Schuld überzeugt. Man verhaftete ihn. Der Prozeß, der in Chur durchgeführt wurde, dauerte lange, da der Angeklagte die Untersuchung mit seiner unglücklichen Veranlagung dauernd erschwerte und sich ständig widersprach, so daß immer wieder neue Erhebungen nötig wurden. Ein Geständnis hat er nicht abgelegt; die Zeugenaussagen und die Indizien aber reichten für eine Verurteilung nicht aus. So mußte er schließlich freigesprochen werden. Die Untersuchungsrichter mußten sich auch mit der Tatsache auseinandersetzen, daß ein Kantonsschüler, ein Verwandter der Familie Serardi, der gerne heimlich rauchte, am besagten Nachmittag zweimal mit brennender Pfeife durch den Heustall gegangen war, in dem das Unglück seinen Anfang genommen hatte. Er selber wollte nicht

ausschließen, Zündhölzchen weggeworfen zu haben. So blieb der Fall ungelöst.

L'on dal fö «das Jahr des Brandes», avant il fö «vor dem Brande», davo'l fö «nach dem Brande», das sind Zeitbegriffe geworden, deren sich nicht nur jene bedienten, welche die Nacht des 5. auf den 6. September miterlebt hatten; sie kehren auch im Munde derer immer wieder, die sich heute mit Geschichte, Wirtschaft und Verwaltung dieser Gemeinde auseinanderzusetzen haben. Man begreift das, denn nichts vermag den Charakter einer Gemeinde, im Materiellen wie im Geistigen, so zu erschüttern und zu verwandeln wie eine Feuersbrunst solchen Ausmasses. Wohl kaum eine Gemeinde mußte es in jüngster Zeit so eindrücklich erleben, daß man ihr altes Bild über die Maßen verherrlichte, während man das neue Zernez als architektonisch unmöglich, häßlich und mißraten abstempelte. Wer jedoch in die schon im Herbst 1872 in Angriff genommenen Pläne Einsicht nimmt, wer bedenkt, wie man sich trotz der katastrophalen finanziellen Lage der Gemeinde zukunftsgläubig für eine großzügige Neugestaltung des Dorfes entschied, dabei innerhalb der neuen Baulinien noch stehendes gutes Gemäuer in die neuen Bauten einbezog, der wird der damals tätig gewesenen Baukommission wie den Architekten, Baumeistern und auch den Bauherren selber die Achtung nicht versagen dürfen. Flache Dächer werden ja heute wieder als schön und zweckmäßig empfunden. Ein ganzes Dorf einheitlich in dieser Bauart ausgerichtet ist weniger häßlich als ein Gemisch von allerlei Stilen und divergierenden Bauten. Zernez, wie es nach vollendetem Wiederaufbau, so um 1890 und bis 1910 aussah, entbehrte durchaus nicht einer gewissen verhaltenen Würde. Es läßt sich die Ansicht gut vertreten, man sollte diesem Dorfbild Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man Neubauten gewissermaßen auf die Grundkonzeption von 1872/73 abzustimmen versucht. Zu denken, an Zernez könne man nichts verderben und nichts verbessern, hieße, seinen Charakter und seinen Wert verkennen.



Varlin, «Antonia mit Patrizia», 1968 (Photo Hans Steiner, St. Moritz)

